

Liebe Gemeinde!

Irgendjemand kommt doch immer zu kurz! Da hat die Regierung viel Geld in die Hand genommen, um den Unternehmen, Familien und einzelnen Personen auf die Beine zu helfen oder etwas zu überbrücken. Und doch rühren sich immer wieder Menschen, die sagen: „Mich hat die Hilfe nicht erreicht“ bzw. „Es war zu wenig“. Das war sogar schon unter den frühen Christen so.

In der Apostelgeschichte im 6. Kapitel lese ich: *„In diesen Tagen, als die Zahl der Jünger zunahm, erhob sich ein Murren unter den griechischen Juden in der Gemeinde gegen die hebräischen, weil ihre Witwen übersehen wurden bei der täglichen Versorgung. Da riefen die Zwölf die Menge der Jünger zusammen und sprachen: Es ist nicht recht, dass wir das Wort Gottes vernachlässigen und zu Tische dienen. Darum, liebe Brüder, seht euch um nach sieben Männern in eurer Mitte, die einen guten Ruf haben und voll Geistes und Weisheit sind, die wollen wir bestellen zu diesem Dienst. Wir aber wollen ganz beim Gebet und beim Dienst des Wortes bleiben. Und die Rede gefiel der ganzen Menge gut; und sie wählten Stephanus, einen Mann voll Glaubens und Heiligen Geistes, und Philippus und Prochorus und Nikanor und Timon und Parmenas und Nikolaus, den Proselyten aus Antiochia. Diese stellten sie vor die Apostel; die beteten und legten ihnen die Hände auf. Und das Wort Gottes breitete sich aus, und die Zahl der Jünger wurde sehr groß in Jerusalem. Es wurden auch viele Priester dem Glauben gehorsam.“*

Was war da eigentlich das Problem? Damit Sie es verstehen, lasse ich Sie erst einmal etwas nicht verstehen. Ich lese den ersten Satz einmal in der Originalsprache vor, auf Griechisch (6,1 *griechisch vorlesen*). Ja, genauso ist es den Christen gegangen, die schon immer in und um Jerusalem gelebt hatten: Sie verstanden nur Bahnhof. In Jerusalem gab es Juden, die aus dem Ausland waren und griechisch sprachen. Sie hatten gedacht: ist doch eine gute Idee, den Lebensabend in dieser heiligen Stadt zu verbringen! Manche von ihnen sind Christen geworden. Und wie es mit älteren Männern oft geht: Eines Tages sind sie gestorben und haben ihre Frau als Witwe zurückgelassen. Als *arme* Witwe, darf ich sagen, denn viele Witwen waren einfach arm dran.

Jetzt hatten sie es doppelt schwer. Hand aufs Herz, wie geht es uns Einheimischen, wenn wir Menschen sehen, die kein Deutsch können? Vielleicht sehen wir sogar, dass sie ein Problem haben. Vielleicht bedauern wir sie sogar. Aber dass *wir* ihnen helfen könnten, *die* Idee kommt uns möglicherweise nicht so schnell, wie wenn uns jemand auf Deutsch sein Leid klagt. Die Leute, die Probleme haben, brauchen erst einmal eine Stimme. Sie brauchen einen Sprecher und jemand, der die Sprache kann – in unserem Fall deutsch. So ähnlich war es bei den ersten Christen. Die einheimischen Witwen kannten die Landessprache – aramäisch. Andere stammten woanders her. Sie konnten nur Griechisch. So werden die Einheimischen versorgt, aber die, die griechisch sprechen, fallen durch das Raster.

Das ist eine wichtige Geschichte. Sie zeigt zwei Dinge: Die Christen damals waren nicht perfekt. Bei der Integration in der Gemeinde und bei den sozialen Verhältnissen war noch Luft nach oben. Aber sie zeigt eben auch das andere: Die Christen suchen eine Lösung. Diakonie, Dienst am Nächsten, soziale Hilfe ist für Christen ein wichtiges Thema.

Wie haben die frühen Christen das Problem gelöst? Sie haben eine Führungsriege aus sieben Männern gewählt. Die wurden von den zwölf Aposteln feierlich ins Amt eingeführt. Und offenbar haben sie nicht nur sich um die armen Witwen gekümmert, sondern auch gepredigt und missioniert. Das Christentum wurde vielfältiger. Es war nicht nur aramäisch, sondern auch griechisch. Wir haben auch Hinweise, dass diese griechischen Judenchristen in manchen Fragen liberaler dachten als die angestammten Apostel. Das Christentum hat sich verändert. Die Nächstenliebe und die christliche Botschaft haben Menschen erreicht, die mit einer anderen Sprache und teilweise mit einer anderen Kultur aufgewachsen sind. Die Fürsorge in der Gemeinde bekommt eine neue Dimension.

Fürsorge in der Gemeinde, oder sagen wir lieber: *Diakonie* in der Gemeinde. Da stecken zwei Worte in einem Satz, die wir nicht immer zusammenbringen. Denn Diakonie – gibt es das nicht z.B. in Polsingen, wo ich vorher Pfarrer war? Sie kennen die Heime für behinderte Menschen dort. Die Polsinger Heime sind die älteste Zweigstelle der Neuendettelsauer Diakonie. Sie haben sich ausgebreitet. So gibt es z.B. in Gunzenhausen Wohneinheiten für behinderte Menschen. Aber Diakonie in unserer *Gemeinde*?

Viele vergessen: Es geschieht schon längst Diakonie in unserer Gemeinde. Eine besucht eine ältere Frau. Jemand geht für andere einkaufen, die in Corona-Zeiten besser nicht so viel unter die Leute kommen sollen. Eine Mitarbeiterin schaut nach einem schwierigen Menschen, der sonst ganz isoliert und abgehängt wäre.

Gemeindeglieder besuchen andere Gemeindeglieder im Krankenhaus. Das ist ja allmählich wieder möglich.

Diakonie heißt „Dienst“. Es lässt sich wohl nicht ganz vermeiden, wenn die Dienste ein Stück weit auseinanderfallen. Manche behinderte Menschen brauchen eine ganz spezielle Förderung. Die können ihnen Menschen geben, die dafür extra ausgebildet werden. Aber auch behinderte Menschen sind einfach *Menschen*. Sie freuen sich, wenn sie jemand besucht, wenn sie eine Ansprache haben. Was das betrifft, habe ich in Polsingen bemerkt: Da gibt es große Unterschiede. Viele behinderte Menschen haben einen Betreuer oder eine Betreuerin. Die einen betreuen sie rührend und

suchen sie immer wieder auf, obwohl sie selber gar nicht viel Zeit haben. Und andere lassen sich jahrelang nicht blicken. Sie wickeln vieles online oder schriftlich ab. Diakonie heißt „Dienst“ – und dieser Dienst ist in unserer Gemeinde genauso gefragt wie in einer Einrichtung. Ein solcher Dienst, haben wir vorhin gehört, beginnt oft mit einem Missstand oder einem Bedürfnis: Eine Gruppe von Menschen sieht sich vernachlässigt. Man kümmert sich nicht um sie. Sie sind nicht so gut versorgt wie eine andere vergleichbare Gruppe. In unseren Gemeinden sieht es damit vergleichsweise gut aus. Da gibt es nicht so viele Menschen, die laut klagen und schimpfen, weil sie zu kurz kommen. Aber vergessen wir nicht: Es gibt auch Menschen, die Hilfe bräuchten. Aber sie jammern nur leise. Darum sollten wir gut anhören und hinschauen, was andere brauchen. Wer ist jetzt besonders einsam? Wer hat Arbeit ganz oder teilweise verloren? Bei wem hat sich ein Problem zugespitzt? Es ist gut, dass Christen sich kümmern, dass sie Fürsorge betreiben. Die Diakonie, der Dienst der Kirche ist ein großes Plus, das wir Christen haben. Leider sind im letzten Jahr viele aus der Kirche ausgetreten – zu viele. Es gab negative Schlagzeilen. Dass diese Schlagzeilen oft gar nicht die *evangelische* Kirche betroffen haben, das hat uns nicht viel geholfen. Es gibt auch viel Gleichgültigkeit. Die Diakonie ist freilich meist kein Grund, auszutreten. Dass Kirche Diakonie übt, das finden viele gut. Eine Gefahr könnte die Diakonie der großen Einrichtungen trotzdem sein. Die ist gefühlt oft weit weg. Und manchmal haben Beobachter das Gefühl: Die benehmen sich wie irgendein großer Wohlfahrtskonzern. Nicht in jedem Einzelfall wird deutlich: Das ist eine *christliche* Einrichtung.

Damit Sie mich nicht falsch verstehen: In der Neuendettelsauer und in der Rummelsberger Diakonie geschieht viel gute Arbeit. Aber es kann schon sein, dass sie weiter weg ist vom Leben am Ort und von der Gemeinde am Ort. Und jede Einrichtung wird geprägt von den Menschen, die in ihr arbeiten. Da gibt es schon Unterschiede: Engagierte und weniger Engagierte, aber auch solche, die bewusst aus ihrem christlichen Glauben heraus handeln, und andere.

Diakonie bedeutet „Dienst“. *Ein* Dienst war nun in Jerusalem geregelt: Eine Führungsriege aus sieben griechisch sprechenden Männern kümmerte sich darum, dass die griechisch sprechenden Witwen versorgt worden sind. Auch arme Priester am Tempel haben die Fürsorge der Urgemeinde so attraktiv gefunden, dass sie ihr beigetreten sind. Mir ist aufgefallen: Im nächsten Satz gibt es noch einen anderen Dienst. Er heißt „Dienst des Wortes“. „*Wir aber wollen ganz beim Gebet und beim Dienst des Wortes bleiben*“, sagen die zwölf Apostel. Wenn wir dann ein bisschen weiterlesen, merken wir: Auch Stephanus und seine Kollegen haben sich nicht nur um arme Witwen gekümmert. Sie haben sich auch stark an diesem „Dienst des Wortes“ beteiligt.

Diakonie ist beides: Dienst am Nächsten mit der Tat und Dienst an den Menschen mit dem Wort Gottes. Wir sind anderen nicht nur Nächstenliebe schuldig. Wir sind ihnen auch das Wort Gottes schuldig. Beides muss zusammengehen: sich um das Wohl der anderen kümmern und ihnen deutlich zu machen, wofür wir stehen und was wir glauben. Bei einem Evangelischen Aschermittwoch hatten wir die Präsidentin unserer bayerischen Landessynode zu Gast. Sie hat Beispiele genannt, wo Christen in ihrem Stadtviertel ein Problem anpacken und bei ihrer Hilfe mit anderen zusammenarbeiten. Das fand sie gut. Ich finde es auch gut. Warum nicht mit Vereinen, mit Nachbarn zusammenarbeiten?! Aber das andere finde ich auch wichtig: Wie reden wir von Gott in unserer Zeit? Wie verstehen andere Menschen, dass wir nicht irgendein Verein sind, sondern eine weltweite Glaubensgemeinschaft, die im Namen Jesu Christi miteinander verbunden ist? Wie dienen wir heute am besten anderen auch mit dem Wort?

Dienst mit der Tat und Dienst mit dem Wort: Wir sollten nicht eins gegen das andere ausspielen. Beides ist wichtig. Beides können wir brauchen, damit es weitergeht, mit der Kirche, mit dem Evangelium in der Welt, mit den Menschen. Und das fängt auch bei uns an, in unserer Gemeinde. Amen.

LIEDER: 437,1+4; 412,1-2; 643,1+9; 168,5+6